

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Erich Hackl

*Drei tränenlose
Geschichten*

Diogenes

Umschlagillustration von
Edita Polláková (19. Juni 1932–4. Oktober 1944)
1753 × 253 mm, Aquarell auf Papier
Foto: Copyright © Sammlung des
Jüdischen Museums in Prag

Auf Wunsch des Autors folgt dieses Buch
der alten Rechtschreibung

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2014
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
120/14/8/1
ISBN 978 3 257 06884 9

Der Fotograf von Auschwitz

Bevor er sich auf den Heimweg macht, in das schwefelgelb und sandgrau verwitterte Einfamilienhaus am Stadtrand von Żywiec, wo seine Frau vor dem Fernseher auf ihn wartet. Bevor er seine steifen Beine in den Dienstwagen des Österreichischen Generalkonsulats schiebt, hinter den Chauffeur, der Jacek Buras tags zuvor seine zerrissene polnischdeutsche Familiengeschichte erzählt hat, in groben Umrissen. Zum Abschied also ruft Wilhelm Brasse: Und grüßen Sie mir Österreich! Er ist dort gewesen, zweimal, im Abstand von fünfzig oder fünfundfünfzig Jahren. Einmal zum Sterben, einmal zum Wiedererkennen.

Jetzt rutscht er auf die Rückbank, zieht die Tür zu, hebt freundlich den Arm, Jacek und ich winken, dann treten wir zurück, aus dem lauen, sonnigen Herbsttag ins aufgeregt wispernde Vestibül eines Krakauer Viersternehotels. Wie, frage ich mich, richtet man einem ganzen Land Grüße aus. Außerdem fällt mir ein, ich habe es verabsäumt, Brasse nach Oskar Stuhr zu fragen. Ob er Stuhr gekannt, gar fotografiert hat. Ob er wenigstens von ihm gehört hat. Schließlich sind beide in Auschwitz gelandet, gegen ihren Willen und doch aus eigenem Entschluß, es wäre in ihrer Macht gelegen, die Gefahr abzuwenden. Vielleicht sind sie sich auch erst nachher über den Weg gelaufen, anläßlich einer Gedenkfeier im ehemaligen Lager oder bei einem Treffen von Überlebenden

aus Krakau und Umgebung. Brasse ist öfter zu solchen Veranstaltungen gegangen, was er nicht bereut, immerhin hat er auf diese Weise Hermann Langbein wiedergesehen, was ihn unbändig gefreut hat, auch wenn er mit ihm nie so gut freund gewesen ist wie mit Rudi Friemel und Vickerl Vesely, auf die wir noch zu sprechen kommen werden.

Warum also nicht Oskar Stuhr, der wie Brasse nichts auf Deutschblut und anderen Nazikram gab? Stuhr stammte aus Wien, lebte in Krakau und war schon lange vor dem deutschen Überfall auf Polen, am 1. September 1939, Justitiar der Jagiellonischen Universität. Als solcher hielt er es für seine Pflicht, zwei Monate später die ehrwürdigen Professoren in den Hörsaal 55 zu begleiten, in dem sie sich auf Anordnung der Sicherheitspolizei einzufinden hatten. Er wurde gemeinsam mit ihnen verhaftet und nach Sachsenhausen, dann nach Auschwitz deportiert. Als sich bei der Aufnahme in Sachsenhausen herausstellte, daß er gemäß den Nürnberger Gesetzen als reichsdeutscher Arier anzusehen sei, gegen den überdies keine politischen Vorbehalte bestünden, entschuldigte sich der Lagerkommandant höchstpersönlich für den Irrtum und teilte ihm mit, er sei frei. Stuhr antwortete: Mein Herr, das war beileibe kein Irrtum. Ich bin Pole, und ich bleibe hier, bei den anderen Polen.

Die Reporterin Hanna Krall hat diese Episode gleich zweimal angeführt, im Nachruf auf ihren Freund, den Filmmacher Krzysztof Kiesłowski, und im autobiographisch gedoppelten Roman *Die Untermieterin*. Darin machte sie aus dem Österreicher Stuhr einen Deutschen namens Staemmler, der seinen Namen nach der Befreiung ins Polnische transkribieren ließ, Sztemler, was in manchen Ohren jüdisch klang,

weswegen seine Kinder und Kindeskinde dreiundzwanzig Jahre später unter antisemitischen Nachstellungen zu leiden hatten, vermutlich erhoffte Krall sich von dieser Erfindung zusätzlichen ästhetischen oder Erkenntnisgewinn. Der Mann hieß jedoch wirklich Stuhr und war gebürtiger Wiener, und die Geschichte von Treue und Stolz ist über seinen Enkel, den berühmten Schauspieler und Regisseur Jerzy Stuhr, vor einem guten Vierteljahrhundert auf die Autorin gekommen, aus Anlaß einer nächtlichen Plauderei über Großeltern im alkoholfreien Restaurant des Krakauer Hauptbahnhofs, das es längst nicht mehr gibt.

Aber die Erinnerung gibt es, an diesen Österreicher, der lieber Pole als Deutscher sein wollte, nicht anders übrigens als Karl Albrecht von Habsburg-Lothringen, Erzherzog aus einem Zweig des Kaiserhauses, dessen Vater in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts in Saybusch Residenz genommen hatte. Das Beskidenstädtchen zählte damals 4296 Einwohner, lag malerisch am Zusammenfluß von Soła und Koszarawa und an der Galizischen Transversalbahn mit Nebenlinie nach Bielitz, war Sitz einer Bezirkshauptmannschaft sowie eines Bezirksgerichts und wies einige Fabriken auf, in denen Likör, Leim, Tuch und Papier hergestellt wurden. Bekannt war es für seine Brauerei, das Bier aus Żywiec, wie die Ortschaft auf polnisch heißt, wurde auch in der dreihundert Kilometer entfernten Haupt- und Residenzstadt Wien gern getrunken. Nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie, 1918, fiel Saybusch an Polen. Karl Albrecht wechselte die Staatsbürgerschaft und diente fortan in der polnischen Armee, zuletzt im Rang eines Generalmajors. Die deutschen Besatzer verhafteten und enteigneten ihn, denn

sie sahen es als erwiesen an, daß er seine völkische Abstammung verleugnet hatte, und er hatte kein Bedürfnis, diesen Vorwurf in Abrede zu stellen. In Gestapohaft, dann in Hausarrest, zuletzt in einem Arbeitslager in Thüringen überlebten er und seine Familie (die Frau, eine schwedische Adelige; zwei Töchter) die Nazi Herrschaft. Sie kehrten 1945 nach Polen zurück, sahen sich jedoch nach der kommunistischen Machtübernahme genötigt, in Stockholm Zuflucht zu suchen.

Auch Wilhelm Brasse war, von Vaterseite her, Österreicher. Der Großvater, ein Landschaftsgärtner aus dem Elsaß, hatte sich nach dem preußisch-französischen Krieg in Saybusch/Żywiec niedergelassen, wo er zur vollen Zufriedenheit des Erzherzogs den ausgedehnten Schloßpark hegte. Sein Sohn, Wilhelms Vater also, arbeitete als Feinmechaniker in der Maschinenfabrik Brevellier-Urban und nahm eine fromme und großherzige Polin zur Frau, die sechs Buben zur Welt brachte, Wilhelm, den ältesten, am 3. Dezember 1917. Die anderen hießen, in einer annähernd ausgeglichenen gemischt-kulturellen Abfolge, Kazimierz, Rudolf, Marjan, Johann und Heinrich. Seit dem plötzlichen Herztod des jüngsten Bruders, Mitte Oktober dieses Jahres, ist von ihnen allen nur noch Wilhelm am Leben. Er hatte das Gymnasium in Żywiec besucht, sich anschließend zum Fotografen ausbilden lassen, nach der Meisterprüfung ein Lichtbildstudio in Kattowitz eröffnet. Über mangelnde Aufträge konnte er sich nicht beklagen, im Gegenteil, man schätzte seine Sorgfalt, auch seine Gabe, im Abbild sowohl das reale als auch das vorgestellte Wesen des oder der Porträtierten zu erfassen.

Solange er zur Schule ging, nahm Brasse im Zusammenleben von Polen und Deutschen keine Spannungen wahr. Er hatte Freunde hier wie da, das jeweils Eigene wurde nicht höher bewertet als das vorgeblich Fremde. Erst 1936 fiel ihm auf, daß immer mehr Mädchen statt eines Medaillons mit der Jungfrau Maria das verbogene Kreuz an ihren Halskettchen trugen. Auch von Judenhaß hatte er bis dahin nichts gemerkt, die fünf jüdischen Klassenkameraden waren jedenfalls keinen Anfeindungen ausgesetzt gewesen. Einem von ihnen sollte er nach dem Krieg zufällig begegnen, auf dem Marktplatz von Żywiec, ein letztes Mal, denn der Freund von damals hatte sich zur Auswanderung nach Palästina entschlossen, die Schiffspassage war schon unterwegs.

Gleich nach der Niederwerfung Polens machten sich die nationalsozialistischen Behörden daran, die Bevölkerung nach rassistischen Kriterien zu sondieren. Zu diesem Zweck mußten sich alle Bewohner der annektierten Gebiete sowie des sogenannten Generalgouvernements in der Deutschen Volksliste registrieren lassen. Ihr Antrag wurde überprüft, wer nicht als bekenntnisdeutsch, deutschstämmig, eingedeutscht oder wenigstens rückgedeutscht eingestuft wurde, hatte mit strengen Repressalien zu rechnen. Wie seine Brüder war Wilhelm nicht daran interessiert, als Schrumpfermane i. bis 4. Klasse anerkannt zu werden, er empfand sich als Pole unter Polen, auch wenn er sich seiner österreichischen Herkunft nie geschämt hatte, und er wollte für Polens Freiheit kämpfen. Mit einer Schar Gleichgesinnter machte er sich im Frühjahr 1940 auf den Weg ins Ausland. Ihr Ziel war Frankreich, wo General Sikorski die polnischen Streitkräfte im Exil organisierte, sie hofften, es über Ungarn zu

erreichen. In einem Dorf bei Sanok, acht Kilometer vor der Grenze, wurden sie am 31. März verraten, umzingelt und festgenommen. Fünf Monate lang saß Brasse in einer Gefängniszelle von Tarnów, dann wurde er zusammen mit 412 anderen Gefangenen nach Auschwitz überstellt. Seine Häftlingsnummer dort, 3444, kann er noch heute im Schlaf hersagen.

Kurz vor der Abfahrt des Zuges waren er und ein zweiter polnischer Patriot mit deutschem Namen, Adler, einem Offizier vorgeführt worden.

Ihr habt die Wahl. Wenn ihr euch zur Wehrmacht meldet, geht ihr frei.

Nein, sagte Brasse.

Nein, sagte auch Adler, der einen Monat später in Auschwitz ermordet wurde.

Brasse überlebte, erstens aus Zufall, wie prinzipiell jeder Häftling sein Fortleben dem Zufall verdankte, zweitens, weil sein Beruf dem Unternehmen nützte, drittens, weil er der deutschen Sprache mächtig war. In seinem Kommando im Erkennungsdienst mußte deutsch gesprochen werden, der ss-Mann Ernst Hofmann, vormals Lehrer in einer sächsischen Kleinstadt, hatte ein Schild anbringen lassen, darauf stand in gestochen scharfen Lettern: »Wer Polnisch quatscht, ist ein Verräter und wird als solcher behandelt.«

Der Erkennungsdienst stand von Anfang an unter der Leitung des ss-Oberscharführers resp. Hauptscharführers Bernhard Walter, dem im Sommer 1944 ein hoher Orden oder ein ebensolches Verdienstkreuz angesteckt wurde, in Anerkennung seiner unermüdlichen Teilnahme an den Selektionen an der Rampe von Birkenau. Den eigenen Häftlingen gegen-

über verhielt er sich, Brasse zufolge, relativ anständig, als ihm 1948 vor einem polnischen Gericht der Prozeß gemacht wurde, stellten ihm die Überlebenden des Kommandos ein gutes Zeugnis aus, so daß er nur zu einer Freiheitsstrafe von sechs Jahren verurteilt wurde. Nach seiner vorzeitigen Entlassung ließ er sich in Fürth nieder, wo er sich als Filmvorführer verdingte, und es ist nicht vermessen anzunehmen, daß ihm die Dienstjahre im KZ auf die Rente angerechnet wurden.

Das Kommando bestand aus zehn Häftlingen, von denen außer Brasse nur Taudeusz Brodka, aus einer Ortschaft nördlich von Warschau, und Bronisław Jureczek, der hauptsächlich in der Dunkelkammer arbeitete, ihr Handwerk von der Pike auf gelernt hatten. Kapo war ein gewisser Franz Malz aus Stettin, nach Brassers Einschätzung ein simpler Dorffotograf. Einer von denen, die bei einer Hochzeit nur einmal auf den Auslöser drücken, weil ihnen um den Film schade ist, die von Ausleuchten nichts verstehen und nie gelernt haben, ein Bild zu retuschieren. Malz war als Kommunist schon im Mai 1933 verhaftet und in ein Konzentrationslager eingeliefert worden. In Auschwitz verlor er allmählich den Verstand oder Überlebensinstinkt, vielleicht hielt er sich für unsterblich, nach so vielen Jahren, in denen ihn der Tod verschont hatte, und redete zu viel, und das, was er redete, war gefährlich.

Franz, sagte Brasse, mir kannst du solche Sachen erzählen, aber niemand sonst.

Zum Beispiel den Traum, in dem er ganz Deutschland von Stacheldraht umzäunt gesehen hatte, und hinter dem Drahtverhau liefen Hitler, Goebbels, Göring, Höß und Himmler im Kreis, alle fünf in Häftlingskluft.

Franz, sei vorsichtig.

Aber Franz erzählte seinen Stacheldrahttraum auch dem Kantinenchef, der ihn gleich weitererzählte, und wenig später meldete ein Läufer, Malz habe sich sofort in der Politischen Abteilung einzufinden. Damit war sein Schicksal besiegelt, im Herbst dreiundvierzig.

Brasse schätzt, daß er in Auschwitz zwischen 40 000 und 50 000 Fotos gemacht hat, in den ersten beiden Jahren fast ausschließlich von den Neuzugängen, die gleich nach den Aufnahmeformalitäten – Scheren, Duschen, Wäsche fassen – zu ihm ins Fotostudio geschickt wurden. Je drei Aufnahmen, die erste mit Mütze und seitlich erhobenem Haupt, die zweite ohne Mütze und von vorn, die dritte im Profil, wofür der Stuhl um 90 Grad gedreht wurde. Der Gesichtsausdruck der Porträtierten durfte keine Gefühlsregung erkennen lassen. Das hohe Arbeitstempo und die häufige Gegenwart eines ss-Mannes erschwerten jede Verständigung, die über die rüden Befehle hinausging: Mütze ab! Geradeaus schauen! Weg! Und der nächste. Waren Spuren von Mißhandlungen deutlich zu erkennen, wurden die Aufnahmen in der Regel zu einem späteren Termin nachgeholt. Dauer und Intensität der Arbeit waren von der Häufigkeit der Transporte abhängig. Als der erste Massentransport aus Frankreich, mit 1100 Deportierten, im Lager eintraf, mußte das Kommando die Nacht durcharbeiten. Dann wieder war Zeit, Sonderwünsche des Wachpersonals und der Zivilarbeiter zu befriedigen. Keine Polizeifotos, sondern Porträt- und Privat-aufnahmen von ss-Männern, allein oder gemeinsam mit ihren Frauen, sechs Postkarten zu drei Reichsmark, gewöhnliche Paßfotos zu 1,50 RM. Eine Serie zum Beispiel von Ma-

ximilian Grabner, dem gefürchteten Leiter der Politischen Abteilung, für seine Verwandten im Gau Niederdonau. Besonders gute Bilder, so lautete der Auftrag, Grabner stellte hohe Ansprüche.

Entspannen, Herr Unterscharführer, etwas mehr nach links, jetzt zu mir schauen. Ja, so ist es recht.

Grabner war zufrieden. Auch die blonde junge Frau, eine von den sogenannten ss-Maiden, die als Telegrafistinnen und Telefonistinnen arbeiteten. Sie wünschte sich ein Brustbild, posierte mit einer Bluse aus dünnem Tüll, unter dem sich ihre Brüste abzeichneten, dann streifte sie sogar die Bluse ab.

Für meine Familie, wie sie Brasse erklärte, es soll aus dem Rahmen fallen.

Nach drei oder vier Tagen holte sie die Aufnahmen ab. Eine Woche später nahm sie sich das Leben.

Ihr Arbeitsplatz lag nicht weit vom Krematorium, sagt Brasse, gegenüber war das Stabsgebäude, auf der anderen Seite der elektrisch geladene Stacheldraht, sie hat alles gesehen, was im Lager passiert ist.

Es gab auch Fotoarbeiten zu irregulären Konditionen, gegen Liebesgaben, wie Brasse sie nennt: Die ss-Männer zahlten in Naturalien, die sie nichts kosteten. Solche Geschäfte liefen hinter Walters Rücken. Besonders nützlich war die Verbindung zu Unterscharführer Franz Schebek aus Wien, der das Lebensmittelmagazin verwaltete. Zuerst ließ sich Schebek gewöhnliche Paßfotos machen, dann eine Postkartenserie, fand sich in beiden Fällen außergewöhnlich gut getroffen, so daß er bald wieder mit einem Auftrag vorbeikam, Brasse sollte etliche Familienfotos vergrößern.

Ja, aber dazu brauch ich einiges.

Was brauchst du?

Für den Entwickler Brot. Fürs Fixierbad Margarine. Fürs Papier –

Halt, ist ja gut. Kriegst du alles.

Zwei Würfel Margarine und zwei Stück Brot, damit war man reich, sagt Brasse. Außerdem hab ich im Magazin auch geklaut. Sooft ich Schebek eine Reproduktion gebracht habe, ist was verschwunden. Er hat gesagt, ich weiß, daß du klast, aber ich krieg dich einfach nicht. Auf diese Weise hat keiner von den zehn Männern in meinem Kommando hungern müssen.

Einer von ihnen war Jude, aber das wußten nur Brasse und Brodka. Der eine hatte ihn auf Bitten des andern in das Kommando geholt, einfach indem er zum Chef gegangen war, Herr Oberscharführer, melde gehorsamst, wir sind mit der Arbeit in Verzug, benötigen dringend eine zusätzliche Fachkraft, ich wüßte da jemand ... Genehmigt. Die Fachkraft hieß Eduard Josefsberg und hatte in Lemberg in einem Fotoladen gearbeitet, nach Kriegsausbruch war es ihm gelungen, sich falsche Papiere zu besorgen, die ihn als Arier auswiesen. Wenn sie duschen gingen, und das geschah immerhin zwei- oder dreimal die Woche, weil im Erkennungsdienst auf Hygiene geachtet wurde, nahmen ihn Brasse und Brodka in die Mitte, denn er war beschnitten, und das durfte kein ss-Mann erfahren.

Zweiundfünfzig Jahre nach der Befreiung kam es zu einem Wiedersehen der drei Lagerfotografen, in Schweden, wo die beiden anderen heimisch geworden waren. Brasse hatte Brodka besucht, der hatte Josefsberg verständigt, und sie ver-

brachten einen schönen Abend miteinander. Am übernächsten Tag rief Josefsbergs Frau bei Brodka an und schimpfte und bettelte, ihren Mann in Ruhe zu lassen, der sei nämlich reif für die Klapsmühle, sicher deshalb, weil sie neulich bis spät über Auschwitz gequatscht hätten, seither sabbere er herum, daß er dort das Judentum verraten habe und nicht wert sei weiterzuleben. Eduard Josefsberg, der sich in Malmö Kowalski nannte, und wahrscheinlich ist er längst verstorben.

Die tägliche Routine hätte Brasse verkraftet. Die zahllosen Polizeifotos. Mütze ab, geradeaus schauen, nach links drehen usw. Aber das waren, von den privaten einmal abgesehen, nicht die einzigen Aufnahmen, die ihm abverlangt wurden. Kaum trafen die ersten Massentransporte von Juden in Auschwitz ein, schon war er gezwungen, die pseudomedizinischen Experimente der ss-Ärzte Josef Mengele und Eduard Wirths in Bildern festzuhalten. Wirths hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine Methode zur Früherkennung von Gebärmutterkrebs zu entwickeln, ließ sogar einen gynäkologischen Stuhl ins Atelier schaffen, auf dem Frauen zwangsweise kolposkopischen Operationen unterzogen wurden. Zwischen den Beinstützen lauerte die Kamera, dahinter Brasses Auge. Mengele wiederum hatte es auf kleinwüchsige Menschen abgesehen, Geschwister, Zwillingspaare, Kinder, denen er gräßliche Verstümmelungen zufügte. Der dritte, Friedrich Entress, war von einer krankhaften Leidenschaft für außergewöhnliche Tätowierungen erfüllt, die er seinen Opfern vom Leib schnitt und in einem Album verwahrte, aber zuvor mußte Brasse sie, an den noch lebenden Menschen, fotografieren. Johannes Kremer, viertens, wollte

alle Phasen des Verhungerns dokumentiert haben, er schickte ausgemergelte Häftlinge zu Brasse, der wußte, daß man sie unmittelbar danach mit einer Giftspritze töten werde.

Manchmal versuchte er, ihren Tod hinauszuzögern. Dann behauptete er, die Aufnahmen seien mißglückt und müßten wiederholt werden. Manchmal war er auch bemüht, ihr Leiden abzukürzen, weil sie ohnehin nicht mehr zu retten waren. Wie zwei Nachbarn von ihm aus Żywiec, mit Namen Enoch und Wachsberger (Wachsberger hatte das Wirthaus am Bahnhofplatz geführt), die von Tag zu Tag schwächer wurden, obwohl er sich lange bemüht hatte, sie durchzufüttern. Als ihm klar wurde, daß sie verloren waren, bat er einen Häftling aus Block 11, einen ebenso geübten wie üblen Totschläger namens Waclaw Rudzki, ihrem Leben ein schnelles, schmerzloses Ende zu setzen. Durch einen Schlag mit der Handkante, gegen die Halsschlagader, oder eine jähe Drehung des Schädels, Genickbruch.

Im Lager, sagt Brasse, ist niemand gestorben, jeder nur krepirt.

Und fügt einen Satz an, den er an den unmöglichsten Stellen einflicht, aber hier steht er richtig: So sieht die Sache aus!

Es gibt ein Foto von Wilhelm Brasse, das um die Welt gegangen ist. Alle kennen es, die sich auch nur oberflächlich mit Auschwitz und Menschenvernichtung und Naziherrschaft beschäftigt haben. Es zeigt vier jüdische Mädchen, nackt, zum Skelett abgemagert, die uns aus großen Augen anblicken. Vier Dreizehnjährige, die kurz davor sind zu sterben und sich ihrer Blöße unendlich schämen, voreinander und vor dem, der sie durch die Kamera ansieht. Brasse sagt, er hat sich bemüht, ihnen diese Scham zu nehmen, die

wie ein Vorwurf auf ihm lastet, er hat Abstand gehalten, um ihnen gerade dadurch nahe zu sein, er hat zärtlich zu ihnen gesprochen, ihnen ein Stück Brot zugesteckt, das sie gierig ergriffen und verschlungen haben.

Das war der Moment, in dem ich Gott verflucht habe. Und meine Mutter, daß sie mich geboren hat.

Es war vor allem dieses Bild, das ihm nach der Befreiung erschienen ist, sooft er durch den Sucher seiner Kamera geschaut hat. Bis er sie schließlich für immer weggeräumt hat.